

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 10 (1948)
Heft: 9

Artikel: Der Heimatlose
Autor: Hartmann, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

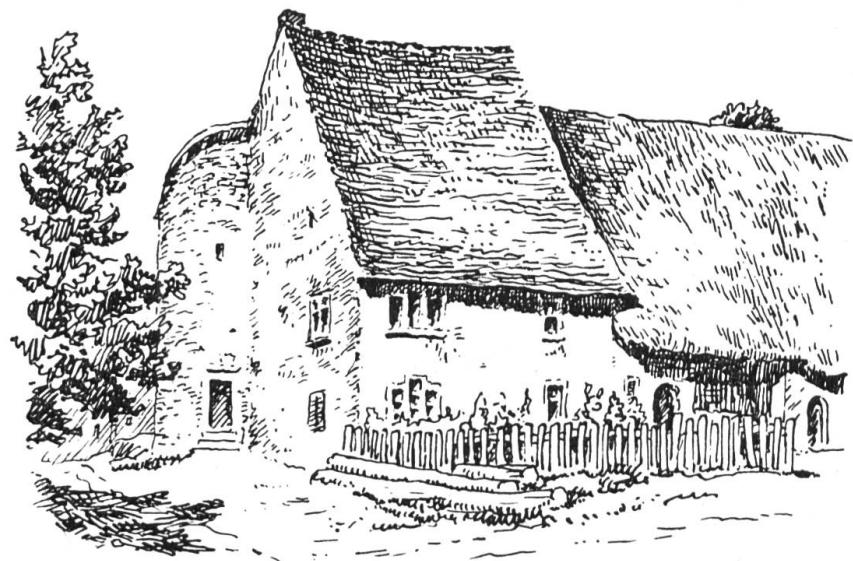
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einstige Standort des Herrenhauses erkennen; die beiden Wappenschilder über dem Eingang sind heute leer und stumm.

Noch immer aber spricht uns im Friedhof überm Dorfe aus dem Grabstein der Familie von Cottenach die schöne badende Frau an und versteht, auf Herz und Sinnen einen solch starken Eindruck zu machen, als zählte ihre Lebensfreude noch heute.



Herrenhaus in Courtemaîche um 1880.

Zeichnung von C. A. Müller nach einer alten Photographie.

Der Heimatlose.

Von Alfred Hartmann.

Wenn der Föhn über die Schneehalden bläst, dann fahren die Lawinen zu Tal; wenn die Märzsonne den blauen Leberberg golden bescheint, dann schütteln die Tannen den Winterreif aus ihren Locken; wenn der Buchfink zum erstenmal schlägt, so ist's ein Zeichen, dass der Winter geht und der Frühling kommt. Dann wird's lebendig auf Feld und Flur; wer einen Winkel Erde sein eigen nennt, der schaufelt und gräbt, der pflügt und hackt und freut sich der künftigen Ernte

Aber dort, wo weder Pflug noch Hacke hinkommt, in den Schluchten des Jura, auf dem wilden Steingeröll am Fusse der Alpen, an den waldigen Ufern der Aare und der Emme, der Reuss und der Limmat und auf dem öden Moor zwischen den Seen von Neuenburg, Biel und Murten wohnt ein unstetes Völklein. Es säet nicht und erntet nicht, denn keine Handbreit Erde kann es sein eigen nennen. Bald ist's hier, bald dort, denn in keinem

der hundert Städte und Dörfer, der tausend Häuser und Hütten raucht sein heimischer Herd. In einem verborgenen Winkel der Berge feiert es heute wilde Feste, morgenbettelt es vor den Häusern der Bauern. Der Graben an der Landstrasse ist seine Wiege, sein Brautbett das grüne Moos unter dunklem Tannenschatten. Das Jahrmarktgewühl ist das Feld, auf welchem es Ernte hält. Es redet eine Sprache, fremd und unverständlich jedem, der nicht zu ihnen gehört. Das bürgerliche Gesetz ist sein Feind, und vor dessen Vollstreckern flieht es scheu wie ein gehetztes Wild. Es ist das Volk der Heimatlosen.

Es war im März des teuren Jahres 1817, an einem der Tage, da sich der Biswind mit Händen und Füßen gegen den Frühling sperrt, der einrücken möchte mit seinem Maienkranz. In einem Schachen, dicht mit allerlei Holz, Gesträuch und Röhricht bewachsen, lag versteckt unter einer alten Weide am Wasser ein armes Bettelmensch; das hatte kindbettet auf einem Haufendürren Laubes und wollte, verlassen von Gott und der Welt, das Kind im Fluss ertränken. Da kam gerade über den Kies des Flusses daher ein alter Kesselflicker und vor ihm her ein Pudelhund mit lustigen Sprüngen. Da machten das Bettelmensch und der Kessler einen Handel miteinander. Der Kessler nahm den schreienden Wurm, das Bettelmensch den Pudelhund, damit er ihm mit seinem Künsten an Jahrmarkten und Kirchweihen Geld verdienen helfe. Hätte es aber das Büblein behalten, so wären sie verhungert, alle beide, hätte es deshalb lieber im Fluss ertränkt. Aber der Kesselflicker nahm die Kiste, worin sein Werkzeug verwahrt lag, vom Rücken, machte aus etlichen alten Lumpen für das Büblein ein lindes Bettlein, band es mit Schnüren fest, deckte ein Tuch darüber und wanderte wieder über den Kies des Flusses fürbass.

Der Kesselflicker hieß der alte Lienhard und gehörte zur Bande des Naglerhans, allbekannt Land auf und ab auf den Jahrmarkten und abgelegenen Bauernhöfen, in denen sie bei schlechtem Wetter Nachtlager und Unterschlupf suchte, und wohlvertraut mit allen Schlichen, Wegen und geheimen Verstecken in Berg und Wald. Am Tage, da Lienhard mit dem Bettelmensch den Tausch machte, hatte die Bande ihr Lager bei der Köhlerhütte im Eichholzschachen aufgeschlagen, und dahin zielten nun seine Schritte.

Was man des Naglerhansen Bande oder vielmehr kurzweg «des Naglerhansen» nannte, hatte bis da aus sechs bis sieben Gliedern bestanden, je nachdem man Fideli, den Pudelhund, mitzählte oder nicht. Das Haupt, der Naglerhans selbst, war ein Bursche mit einem Rücken, breit wie eine Stalltür und einem Kopf, dick wie ein Kornmass, von welch letzterem ein Waldstruppiger Borsten nach allen Richtungen emporstarrte. Auf der Landstrasse sah man ihn gewöhnlich in kurzen schwarzen Lederhosen und blauen Strümpfen, auf dem Kopf den schwarzen Wollhut und auf dem Rücken sein Scherenschleiferrad. Mochte es warm oder kalt sein, schneien oder die Sonne scheinen, er hatte seinen Kittel von flaschengrünem Sammet ausgezogen und über sein Rad gehängt. Aus dem Munde hing ihm zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, eine kurze Pfeife mit halbverbrannten Ulmerköpfen.

Die zweite Person im Range war das Marey, welches behauptete, einmal von einem welschen Pfarrer mit ihrem Hans kopuliert worden zu sein. Mareys schon von Natur ansehnliche Postur dehnte sich noch um ein Namhaftes über die natürliche Dicke wegen der vielen Jüppen und Unterröcke, die sie einen

über den andern angetan hatte und in welchen eine überaus grosse Anzahl von Taschen aller Art angebracht waren. All diese Röcke hielt ein um den Leib geschnürter lederner Riemen fest, an dem auf der Wanderung ein Schmalztopf und ein Milchtopf hingen. Am Arm trug das Weib einen grossen Handkorb und meist diente noch das aufgeschürzte Fürtuch als Keller und Speisekammer für eine Menge Vorräte aller Art.

Der Mutter Ebenbild waren zwei halbgewachsene Mädchen, Crescens und Emerenz mit Namen, geboren und aufgezogen im freien Wald, in frischer Luft, drall und prall, mit Backen röter als der röteste Apfel und schon wohlerfahren in den Künsten, womit man vom allerzähesten Bauernweib ein Halbdutzend Eier, ein Pfündchen Butter, eine Handvoll Mehl oder einen Topf voll Milch erpresst. Dann kam der Sepp, ein zehnjähriger Bube, der dem Vater nur darin unähnlich war, dass die Farbe der Borsten seines Hauptes vom russigen Schwarz in ein zündendes Rot umgeschlagen hatte. Dieser hoffnungsvolle Spross machte seinen Eltern nur in einem Punkte Verdruss: seitdem er einmal im Freienamt in die Trülle gesteckt worden war, hatte er das «Schnurren» (Betteln) ein für allemal verschworen.

Der alte Lienhard gehörte eigentlich nicht zur Familie. Der Naglerhans hatte ihn einmal gebracht, man wusste nicht woher. Seither zog er mit der Bande, war aber schweigsam und ging oft für sich. Seine lange, magere Figur stak in einem Soldatenrock aus dem siebenjährigen Krieg, sein spitzer Kopf in einem dreieckigen Hut, und der Rest seines Kinns, das ihm einst zu zwei Dritteilen musste abgeschossen worden sein, in einer hohen weissen Cravatte. Der Naglerhans erwies ihm zu allen Zeiten eine gewisse rücksichtsvolle Ehrfurcht, und selbst das Marey legte ihm gegenüber seiner Zunge einen ungewohnten Zügel an. Man erzählte sich, französische Soldaten, denen gestohlenes Silberzeug abhanden gekommen, hätten einmal den Naglerhans auf der Leiter gehabt, um ihn an einen Baumast aufzuhängen; aber einer habe seine Partei ergriffen und ihn laufen lassen. Viele Jahre später habe Naglerhans denselben Soldaten halb verhungert und von schlimmem Weh befallen auf der Landstrasse gefunden und zu seiner Bande mitgenommen.

Schon war die Sonne in ihr glutrotes Bett hinabgegangen, der Biswind hatte sich gelegt, und da und dort sah man Sternlein aufflackern, wenn man hinaufschaute durch die Zweige der Eichen, und die Amseln und die Häher in den Sträuchern waren still geworden, und das Marey rührte brummend im Kessel, der vor der Köhlerhütte auf dem Feuer hing, und der Naglerhans schaute steif in den Wald hinein, denn der Lienhard war noch nicht im Nachtkwartier. «Haben ihn vielleicht die Behringer (Landjäger) verkappt (verhaftet) oder ist ihm sonst ein Unglück zugestossen? Der Sepp soll gehen, nach ihm auszuschauen.» — «Wäre der Alte in der Nähe, der Fideli hätte längst schon ein Zeichen gegeben», meinte Sepp. Da liessen sich Schritte hören, die im dünnen Laube raschelten, und zugleich das klagende Geschrei einer Steinécule. «Kannst den Kessel vom Feuer nehmen, Marey», rief der Naglerhans und zog wieder mit dem gewohnten Gleichmut an der engatmenden Ulmer-Pfeife. Bald darauf trat der Vermisste mit seiner Bürde auf dem Rücken aus dem Gebüsch. Sepp fragte, wo der Pudel sei, aber ohne ihn einer Antwort zu würdigen trat Lienhard in die Hütte.

Von den Augen, die das Marey machte, als der Lienhard seine Kesserkiste abstellte und das Kindlein zu schreien anfing, davon wusste man bei der Ban-

de noch nach Jahren zu erzählen. Hinter welchem Zaun er den Schreihals aufgelesen; ob er glaube, sie wolle jetzt wieder von vorn anfangen Windeln waschen und Kindsbrei kochen. So schnell seine Beine trügen, solle er den Balg wieder hinbringen, wo er ihn gefunden, oder sie wollte ihm ein ander G'sätzlein singen usw. Da begannen des Alten Augen zu rollen, dass man nur noch das Weisse sah. Marey aber wurde plötzlich mäuschenstill und drückte sich bei Seite. Drauf machte Lienhard, ohne ein Wort zu verlieren, dem Kindlein aus trockenem Moos und alten Lumpen in einem Winkel der Hütte ein Lager und zog dann aus der Kesslerkiste eine Flasche mit schöner frischer Milch und tränkte das Büblein. Andern Tags wickelte der Kessler den Wurm in ein altes, ausgewaschenes rotes Schnupftuch, band ihn wieder auf eine Kiste, machte ihm ein Dach aus zwei Weidenruten, über die er einen Zeuglappen spannte, und zog dann den andern nach hinaus in Wind und Wetter.

Wo vor vielen tausend Jahren ein wilder Waldstrom sich sein breites Bett in den Fuss des Berges gefressen, da prangen jetzt grüne, fette Matten, rechts und links von hohen Flühen geschirmt und von einem schmalen Bächlein, dem heruntergekommenen Abkömmling des stolzen Bergstroms, durchrieselt. Am Bache steht ein hundertjähriges Bauernhaus mit einem Strohdach, das auf drei Seiten nahezu bis auf die Erde hinunter reicht. Unter dem Strohdach sind die dürren Reiswellen hoch aufgespeichert, und auf der Bühne liegt der duftende Heustock und hoch oben im Giebel die goldenen Garben. Und wäre einer dem Bauern im Wettergraben schlimm gesinnt, so dürfte er nur ein Schwefelholz ins tief herunterhängende Strohdach stecken; bevor er in drei Sprüngen wieder im Wald wäre, würde schon hoch über dem Haus der rote Hahn mit den Flügeln schlagen. Deshalb war der Bauer im Wettergraben mit dem Kesslervolk lieber Freund als Feind.

«Gelobt sei Jesus Christ!» ist des Naglerhansen Gruss, denn er hält drauf gut «wahnisch» (katholisch) zu sein. Ob man ihn und sein Volk über Nacht haben wolle, um Gottes willen? Er solle einmal abstellen und in die Stube kommen, ist des Bauern Bescheid. Der Naglerhans lässt sich nicht weiternötigen und überschreitet die Schwelle mit dem Wunsche: «Gott geb euch Glück ins Haus!» Ob der lange Peter oder der Hoppliklaus sich kürzlich in der Gegend gezeigt und ihm ins Handwerk gepfuscht hätten? Nicht, dass er wisse, meint der Bauer. So macht sich denn der Naglerhans gleich ans Werk, schwärzt sich Gesicht und Hände, wie's einem Kessler ziemt, bittet sich vom Bauer eine alte Pfanne aus, die er auf die Schulter nimmt, und beginnt seine Runde in den Höfen und Dörfern der Umgegend, mit heiserer Stimme nach zerlöchertem Kochgeschirr, gespaltenen Schüsseln und stumpfen Messern und Scheren rufend. Unterdessen ist Marey ebenfalls angelangt und macht vor allem auf der Tenne das Nachtlager zurecht. Zuletzt kommt der alte Lienhard gegangen, der sein Bübchen, welches von der Bande nach dem Pudel «Fideli» genannt wurde, an der Hand führt. Schweigsam stellt er seine Kiste bei Seite, nimmt das müde Kind auf die Knie und lässt es, ihm die Fliegen wehrend, auf dem Schosse schlafen.

Des andern Morgens wird nun die Werkstatt aufgeschlagen, bei gutem Wetter vor dem Haus, sonst ganz ungeniert in der Stube. Da wird gelötet, geheftet, gekittet und geschliffen, dass es eine Art hat, und der Bauer und seine Leute können dann sehen, wo sie neben den Schleifsteinen, den Glutpfannen und den übrigen Einrichtungen noch ein Plätzchen finden. Abseits in einem Win-

kel sitzt Lienhard an einer einfachen Drehbank und verfertigt Schuhzwecke aus dem harten Holze des Pfaffenkäppchenstrauchs, das er am Berge gesammelt hat; Fideli dreht ihm das Rad. Das Weibervolk ist den Tag über gewöhnlich auswärts, denn es ist an ihm, die verfertigte Flickarbeit den Eigentümern wieder zurückzubringen, daneben aber Pferdehaarsohlen und Schuhzwecke zu verkaufen, den Bauerndirnen wahrzusagen und bei den Bäuerinnen die neuesten Dorfgeschichten herumzutragen, wofür die Hinterhäßigste gern mit offenen Händen spendet. So wird's oft wochenlang beim Bauern im Wettergraben getrieben.

Da geschah es eines Abends, dass der Naglerhans über Feld war. Er komme erst spät zurück, man solle essen ohne ihn. Der Bauer und seine Leute hatten abgespeist, und nun setzte sich das Kesslervolk zu Tische. Hatte der Bauer eine Erdäpfelsuppe vor den Magen geschlagen, so dick, dass eine Katze darauf hätte übernachten können, so trug dagegen Marey Kaffee auf und Milch dazu, fast wie purer Rahm, und nicht etwa Schwarzbrot, sondern Weissbrot vom feinsten und Erdäpfel, die im Schmalze schwammen. Kein Wunder, dass den Werkleuten im Wettergraben trotz der Erdäpfelsuppe das Wasser im Mund zusammen lief. Als alle satt waren, musste der alte Lienhard ein Soldatenlied anstimmen, und als er fertig war, riefen des Wettergrabenbauern-Buben nach Geschichten. Es ist schwer zu sagen, ob Crescens oder Emerenz die schönern wusste. Dem einen gefiel die vom Jäger am besten, der sieben Frauen gehabt und eine nach der andern an eine hohe Tanne hing, dem andern jene vom übermütigen Bauernsohn, der spät in der Nacht nach Hause fahrend mit Wagen und Rossen den Fürst verspottete, drauf aber von diesem und seinen gespenstigen Hunden wie ein Wild gejagt wurde, bis der Morgen graute. Der Bäuerin lief es kalt über den Rücken und sie meinte, man solle lieber noch einen Rosenkranz beten vor dem Schlafengehen. Damit war dem Marey geholfen. Sie seien auch dabei, und die Leute sollten es erfahren, dass sie weder Heiden noch Zigeuner, sondern so gute Christen seien wie diese und jene. Und gleich stimmte sie an und die «Gompis» (Mädchen) fielen ein, und was sie etwa in den Worten fehlten, das bemühten sie sich durch die Kraft der Stimme wieder gut zu machen. Das tönte in der niedern Stube, dass die Katze aus Angst zum Fenster hinausschoss und der Ringgi draussen ein schwermüdig Wehgeheul anstimmte. Sobald die Rede auf den Rosenkranz gekommen war, hatte sich Lienhard hinausgemacht auf sein Lager von Heu. Noch niemals hatte man ihn in der Kirche oder gar am Tisch des Herrn gesehen. Einmal habe er bei einer Kapelle vorbeigemusst, wo eben Messe gelesen wurde, da soll ein schlimmes Weh über ihn gekommen sein.

(Fortsetzung folgt)